

**KAI DRÖGE**

## **ZUR ENTSTEHUNG VON INTIMITÄT IM INTERNET**

Eine wissenssoziologische Untersuchung am Beispiel Online Dating  
(Erweiterte Fassung eines Vortrages auf der Tagung der Sektion  
Wissenssoziologie der DGS, März 2011, Freiburg i. Br.)

**IFS**

**IFS WORKING PAPER #2 | AUGUST 2013**

herausgegeben vom Institut für Sozialforschung  
Frankfurt am Main

[www.ifs.uni-frankfurt.de](http://www.ifs.uni-frankfurt.de)

ISSN 2197-7070

## IFS WORKING PAPERS

In den IfS Working Papers erscheinen Aufsätze, Vorträge, Diskussionspapiere, Forschungsberichte und andere Beiträge aus dem Institut für Sozialforschung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main.

**Redaktion:** Sidonia Blättler | Kai Dröge | Hermann Kocyba  
Kristina Lepold | Kai-Olaf Maiwald

**Copyright:** Das Copyright sowie die inhaltliche Verantwortung liegen bei den Autor\_innen.

**Zitiervorschlag:** [Autor\_in] [Jahr]: [Titel]. IfS Working Papers Nr. [Nr], Frankfurt am Main: Institut für Sozialforschung ([URL]).

**Bezug:** Alle Beiträge der IfS Working Papers sind kostenfrei online verfügbar unter: [www.ifs.uni-frankfurt.de/veroeffentlichungen/working-papers](http://www.ifs.uni-frankfurt.de/veroeffentlichungen/working-papers)

**IfS** Institut für Sozialforschung  
an der Johann Wolfgang Goethe-Universität  
Senckenberganlage 26, 60325 Frankfurt am Main

Kai Dröge

## Zur Entstehung von Intimität im Internet

Eine wissenssoziologische Untersuchung am Beispiel Online Dating  
(Erweiterte Fassung eines Vortrages auf der Tagung der Sektion  
Wissenssoziologie der DGS, März 2011, Freiburg i. Br.)

IfS Working Paper #2

### Abstract

Dieser Beitrag untersucht den Prozess der Herausbildung von Intimität im Internet sowie die typischen Schwierigkeiten, die dabei auftreten. Die empirische Basis bilden eigene Untersuchungen über Online Dating.

Der seit Jahren ungebrochene Trend zur immer stärkeren Nutzung des Internets als Medium der Beziehungsanbahnung wird in der internationalen Forschungsliteratur häufig als Moment der Rationalisierung von Paarbeziehungen gedeutet. Dagegen zeigt die vorliegende Analyse, dass dieses Medium auch breiten Raum für Intimität und Emotionalität gibt, die sich in Begriffen der rationalen Interessenverfolgung nur unzureichend beschreiben lassen. Stattdessen greife ich auf eine klassische wissenssoziologische Analyse von Peter L. Berger und Hansfried Kellner aus den 1960er Jahren zurück, die heute im Internet überraschende Aktualität gewinnt. Berger und Kellner verstehen die Paarbildung als einen „nomischen“ Prozess, der die alltäglichen Wirklichkeitskonstruktionen der Beteiligten zunächst in eine Krise führt, diese dann aber wieder neu ordnet und so das Paar als eine intime und exklusive soziale Einheit konstituiert. Das Internet kann diesen Prozess sehr begünstigen, aber es gibt auch gegenläufige Entwicklungen: So erzeugt die große Zahl und schnelle Folge der Kontakte Abstumpfungen und Routinen, die schließlich die Bindungsfähigkeit der Beteiligten überhaupt untergraben. Zudem ist es schwierig, die online entstandene Nähe und Intimität in die Sphäre außerhalb des Mediums zu übertragen. Diese Beobachtungen führen schließlich zu einer Kritik der klassisch wissenssoziologischen Herangehensweise, die dem körpergebundenen Wissen eine zu geringe Beachtung schenkt. Außerdem werden aus der Untersuchung Schlussfolgerungen über die generelle Krisenanfälligkeit einer zunehmend mediatisierten Sozialwelt abgeleitet.

### Autor

Kai Dröge, Dr. rer. soc.

Institut für Sozialforschung Frankfurt a. M. / Hochschule Luzern – Wirtschaft

## Inhalt

1	Einleitung .....	3
2	Rationalisierung – Intimisierung .....	4
3	Paarbildung als nomischer Prozess.....	6
4	Krisenvermeidung – Beziehungsvermeidung.....	9
5	Intimität im Netz.....	10
6	Konsensfiktionen – Beziehungsfiktionen? .....	12
7	Fazit .....	16
8	Literatur .....	19

## 1 Einleitung

Im Bereich der Liebe und der Paarbeziehungen hat sich in den letzten Jahren eine ganze Reihe von erstaunlichen Entwicklungen vollzogen. Eine davon ist sicherlich die große Bedeutung, die dem Internet als einem neuen Ort des Kennenlernens zukünftiger Partnerinnen und Partner heute zukommt. »Online Dating«, also die mehr oder weniger gezielte Suche nach einem Partner oder einer Partnerin im Netz, ist mittlerweile zu einem Massenphänomen geworden. So hat eine aktuelle Studie aus den USA festgestellt, dass unter mehr als 19.000 untersuchten Paaren, die zwischen 2005 und 2012 geheiratet haben, rund ein Drittel sich im Internet kennengelernt hat und davon wiederum ein großer Teil auf Online-Dating-Portalen (Cacioppo et al. 2013).

Noch in den 1980er und frühen -90er Jahren hatte wohl kaum jemand mit einem solchen Siegeszug des Internets gerade in diesem gesellschaftlichen Bereich gerechnet. Damals ging man davon aus, dass der Einsatz von Computernetzwerken eher zu einer entpersonalisierten und entemotionalisierten Kommunikation führen würde (Sproull und Kiesler 1986; Rice und Love 1987). Der wichtigste Grund dafür wurde in der weitgehend textbasierten Konversation gesehen, die zu wenige Informationen liefere, um das Gegenüber tatsächlich als »ganze Person« wahrnehmen zu können. Insbesondere die Einschätzung der emotionalen Befindlichkeit des Alter Ego falle schwer, wenn Körpersprache und Mimik der Beobachtung entzogen blieben. Entsprechend wurde computervermittelte Kommunikation als stark sach- und problemorientiert gesehen – was vielfach begrüßt wurde –, galt aber als sozial eher desintegrierend und nicht in der Lage, enge und dauerhafte Beziehungen zwischen den Teilnehmerinnen und Teilnehmern zu stiften.

Im Gegensatz dazu gilt die Liebesbeziehung in unserer Gesellschaft gerade umgekehrt als der Inbegriff von Intimität, Nähe und Emotionalität schlechthin. Und das betrifft noch einmal stärker den Beginn, also jene Phase, die wir gemeinhin als »Verlieben« bezeichnen. Vor diesem Hintergrund erstaunt es, dass sich so viele Personen heute auf der Suche nach dieser Intimität und Nähe gerade in das Internet begeben. Das wirft die Frage auf, ob – und wenn ja, wie – dieses Medium doch in der Lage ist, einen sozialen Raum für die Entstehung von Intimität und Nähe bereitzustellen. Um diese Frage soll es in dem vorliegenden Working Paper primär gehen.<sup>1</sup>

Dabei stütze ich mich auf Ergebnisse eines kürzlich abgeschlossenen Projektes zum Thema Online Dating, das ich gemeinsam mit Olivier Voirol in der Schweiz durchgeführt habe. Das Projekt ist aus einer Kooperation zwischen der Universität Lausanne und dem Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main hervorgegangen und wurde

---

<sup>1</sup> Ich danke den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Tagung »Krisen der Wirklichkeit« der Sektion Wissenssoziologie (März 2011, Freiburg i. Br.) und insbesondere Michaela Pfadenhauer für wertvolle Hinweise zu einer früheren Fassung; außerdem Chantal Magnin für ihre aufmerksame und konstruktive Lektüre des vorliegenden Textes.

vom Schweizerischen Nationalfonds gefördert.<sup>2</sup> Von 2009 bis 2012 haben wir rund 25 qualitative Tiefeninterviews mit Nutzerinnen und Nutzern von Online Dating-Seiten im Alter von 20 bis 53 Jahren aus unterschiedlichen Teilen der Schweiz geführt. Außerdem wurden Struktur und Aufbau der größten Schweizer Datingseiten mit einem ethnografischen Zugang untersucht.

Im Zuge dieser Untersuchung ist auch die vorliegende Analyse entstanden. Sie stützt sich wesentlich auf die wissenssoziologischen Überlegungen von Peter L. Berger und Hansfried Kellner, die sie 1965 in ihrem mittlerweile klassischen Text *Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit* formuliert haben (Berger und Kellner 1965 [1964]). Obwohl lange vor der gesellschaftlichen Etablierung des Internets und gänzlich ohne Bezug darauf entstanden, eignet sich dieser Zugang erstaunlich gut, um genauer zu verstehen, wie Intimität in diesem Medium entsteht und sich entwickelt. Dies soll im Folgenden skizziert werden. Daran anschließend werde ich dann einige Schlussfolgerungen aus diesen Beobachtungen ziehen, die sowohl die Wissenssoziologie selbst als auch die Frage nach der Krisenanfälligkeit einer zunehmend mediatisierten Sozialwelt betreffen.

## 2 Rationalisierung – Intimisierung

Blickt man in die internationale Forschungsliteratur zum Thema Online Dating, so bildet die Frage nach der Entstehung von Intimität in diesem Medium eher ein Randthema. Stattdessen wird die Popularität der Partner\_innensuche im Netz oft als Ausdruck eines Wandels in den gesellschaftlichen Mustern der Paarbildung gesehen, der das klassisch romantische Liebesideal zugunsten von rationaleren Motiven in den Hintergrund treten lässt (Illouz 2006). Online Dating wird damit zum prägnanten Beispiel eines generellen Trends zur ökonomischen Rationalisierung aller menschlichen Lebensbereiche. Dabei wird davon ausgegangen, dass die nüchterne, »sachorientierte« Logik des Internets dem Rationalitäts- und Effizienzstreben der Akteure entgegen kommt – etwa wenn durch komplexe Filter-, Such- und Matchingalgorithmen die wechselseitige Passung von Interessen, Lebenseinstellungen und sozioökonomischen Statusvariablen bereits lange vor einem ersten Treffen automatisiert abgeglichen werden kann.

Neben der bereits erwähnten Untersuchung von Eva Illouz (2006) argumentiert etwa auch Zygmunt Bauman (2007) in eine ähnliche Richtung, wenn er die Partner\_innensuche im Netz als Ausweitung von konsumistischen Orientierungen auf die Sphäre der Intimbeziehungen interpretiert. Und schließlich hat in weiten Teilen der

---

<sup>2</sup> FNS Nr. 10015-122617/1 – Mehr Informationen zum Projekt im Forschungsblog unter [www.romanticentrepreneur.net](http://www.romanticentrepreneur.net)

Forschung zum Thema Online Dating die klassische ökonomische Theorie der Heiratsmärkte (Becker 1973 und 1974) eine große Renaissance erfahren – ein Ansatz, der per definitionem rational handelnde, nutzenmaximierende Akteure unterstellt (Skopek, Schulz und Blossfeld 2009; Geser und Bühler 2006; Fiore 2004).

Unsere eigene Forschung hat ebenfalls ergeben, dass Rationalisierungsprozesse in den Praktiken des Online Dating eine zentrale Rolle spielen (Dröge und Voirol 2011). Dennoch lässt sich das Phänomen nicht auf diese Dimension reduzieren. Die Interviews und ethnografischen Beobachtungen aus unserer Forschung zeigen sehr deutlich, dass es im Netz um viel mehr geht als um die rationale Anbahnung möglichst passgenauer Partnerschaften. Die rationalisierenden Momente stehen in einer schwer auflösbaren Spannung zu ganz anders gelagerten Handlungsorientierungen und Erfahrungen, die eher mit dem klassischen romantischen Liebesideal korrespondieren (ebd.). Ich habe daher an anderer Stelle das Internet auch einmal als »neoromantisches Medium« bezeichnet (Dröge 2010).

Wir waren überrascht, von welcher starken Emotionen uns in den Interviews mit Nutzerinnen und Nutzern berichtet wurde und welche tiefen Vertrautheits- und Intimitätserfahrungen diese in dem scheinbar so distanzierten Medium Internet machen. Hier ein Zitat aus dem Interview mit Carol<sup>3</sup>, einer der ersten Gesprächspartnerinnen im Projekt. Sie spricht über einen ihrer engsten Freunde, mit dem sie schon seit Jahren eine ganz besondere Beziehung verbindet. Sie haben sich im Internet kennengelernt. Irgendwann kam auch das Telefon als weiteres Medium hinzu. Aber sie sind sich noch nie außerhalb dieses medialen Kontaktes begegnet:

*Wir haben uns noch nie gesehen. Aber das ist 'n Mensch, es gibt fast keinen Menschen, der mich besser kennt wie er. Der weiß so vieles von mir. (Carol)*

Zwar geht es hier nicht um eine Liebesbeziehung, aber dennoch um eine Verbindung von großer Intimität und Nähe: Es ist dieser Mensch, den sie auch mitten in der Nacht als erstes anruft, wenn es ihr schlecht geht, und mit dem sie sich so eng verbunden fühlt wie mit kaum einem ihrer Partner in den letzten Jahren, obwohl – oder vielleicht auch: gerade weil – sie ihm noch nie leibhaftig gegenüber gestanden hat.

Carol ist kein Einzelfall. Ähnlich wie sie beschreiben es auch andere Interviewpartnerinnen und -partner als einen besonders faszinierenden Aspekt des neuen Mediums, dass sie hier Formen von Innerlichkeit, Nähe und Intimität erleben, die jene außerhalb des Netzes teilweise sogar an Intensität übertreffen. Immer wieder ist auch davon die Rede, dass Befragte schon vor dem ersten Treffen begonnen haben, sich in ihr Gegenüber zu verlieben – in eine Person also, der sie bis dato noch nie außerhalb des medialen Kontextes begegnet sind.

Diese Befunde zeigen – ähnlich wie viele andere beispielsweise aus der Forschung zu *social communities* im Netz sowie zu Chat- und Diskussionsforen (vgl. bereits Walther 1996) –, dass dieses Medium keineswegs zwangsläufig zu einer Entpersonalisierung und Entemotionalisierung der Kommunikation führen muss. Im Gegenteil: Unter

---

<sup>3</sup> Alle Namen sind anonymisiert.

spezifischen Bedingungen kann es die Emotionalität und Nähe zwischen den Beteiligten offenbar in besonderer Weise fördern und forcieren. Diese Beobachtungen verlangen nach Aufklärung und einem genaueren Verständnis der spezifischen Bedingungen und Prozesse der Annäherung, die in der Onlinekommunikation ablaufen und die sich allein durch Rückgriff auf rationale Interessenverfolgung nicht hinreichend bestimmen lassen.

### 3 Paarbildung als nomischer Prozess

Theoretische Anknüpfungspunkte für ein solch erweitertes Verständnis der Intimitätsentwicklung im Netz lassen sich aus der klassischen Analyse von Berger und Kellner gewinnen. Ihr Aufsatz *Marriage and the Construction of Reality* wurde 1964 zunächst auf Englisch und Französisch in der Zeitschrift *Diogenes* veröffentlicht, ein Jahr später dann auch auf Deutsch in der *Sozialen Welt* (Berger und Kellner 1965 [1964]). Er gilt heute als ein Klassiker sowohl der Paar- als auch der Wissenssoziologie. Für die Paarsoziologie ist er vor allem dann eine wichtige Referenz, wenn es um die praktischen Konstitutionsprozesse des Paares im gemeinsamen Alltag geht (vgl. beispielsweise Kaufmann 1995 [1992]). Für die Wissenssoziologie ist dieser Text bedeutsam, da er auf der mikrosozialen Ebene der Zweierbeziehung exemplarisch zeigt, wie unsere alltäglichen Wirklichkeitskonstruktionen durch Veränderungen in den sozialen Beziehungskonstellationen in eine Krise geraten können und wie diese Krise schließlich interaktiv überwunden und die Ordnung der sozialen Welt wieder hergestellt wird. Berger und Kellner arbeiteten damals gemeinsam mit Thomas Luckmann und anderen an der New School for Social Research in New York. Ihre Studie geht somit direkt aus jenem Arbeitszusammenhang hervor, der zwei Jahre später (1966) zur Veröffentlichung des heute wichtigsten Grundlagenwerkes der phänomenologischen Wissenssoziologie, *The Social Construction of Reality* von Berger und Luckmann, mündete (deutsch: Berger und Luckmann 1970 [1966]).

Die Analyse von Berger und Kellner geht von der von Durkheim (1973 [1897]) und vielen anderen Autorinnen und Autoren der frühen Soziologie (z.B. Weber, Simmel) geteilten Überzeugung aus, dass Ehe, Familie und überhaupt der Bereich der persönlichen Nahbeziehungen ein wichtiges Gegengewicht zu den anomischen Tendenzen in anderen gesellschaftlichen Bereichen und insbesondere dem modernen Wirtschaftsleben darstellen. Berger und Kellner fragen nun danach, wie Liebesbeziehungen im Allgemeinen und die Ehe im Besonderen eigentlich diese Bedeutung erhalten können. Denn zunächst bildet der Eintritt in eine Liebesbeziehung ja einen recht radikalen Bruch in der sozialen Ordnung unserer Alltagswelt, ist also selbst tendenziell eher eine Quelle von Anomie als ein Gegenmittel dafür.

Dies gilt nochmals mehr als heute für jene sozialen Muster ehelicher Beziehungen in den frühen 1960er Jahren, die Berger und Kellner vor Augen haben. Damals bedeutete

die Eheschließung in der Regel einen tiefen Einschnitt in das soziale Beziehungsgeflecht der persönlichen Nahwelt: Der Auszug aus dem elterlichen Haushalt, die Neuordnung der Freundeskreise, den Eintritt in einen Alltag mit einem Menschen, den man vorher oft nur aus sehr spezifischen und hoch ritualisierten Sozialzusammenhängen kannte. Da die »signifikanten Anderen« (Mead) des unmittelbaren Nahbereiches aber eine große Bedeutung für die Bestätigung und Stabilisierung der alltäglichen Wirklichkeitskonstruktion haben, löst der Bruch in den Nahbeziehungen auch eine Krise dieser Wirklichkeitskonstruktion aus (Berger und Kellner 1965 [1964]: 222 ff.). Diese Krise kann so weit reichen, dass sie auch den je eigenen Ort in dieser Wirklichkeit in Frage stellt, also die individuelle Identität tangiert.

Zwar sind heute die Übergänge in eine Paarbeziehung fließender geworden und der biografische Einschnitt ist daher in der Regel weniger tief, aber wenn man sich verliebt, so bedeutet das immer noch eine Erfahrung von Außeralltäglichkeit, einen Bruch in vielen Routinen und Selbstverständlichkeiten des täglichen Lebens, aber auch in der Sicht auf uns selbst und unsere Verortung in der Welt (Kaufmann 2000). Natürlich muss dieser Bruch nicht als etwas Negatives wahrgenommen werden, sondern kann aufregend, Neugier erweckend, belebend, erfrischend sein – oder wie immer die spezifische Erregtheit am Beginn einer Liebesbeziehung gerne beschrieben wird. Dennoch handelt es sich aus wissenssoziologischer Sicht um eine Krise, weil diese Erfahrung die Selbstverständlichkeit unseres Alltagswissens zumindest partiell in Frage stellt. Damit die Paarbeziehung ihre »nomische«, ordnungsstiftende Funktion übernehmen kann, bedarf es also einer Überwindung dieser anfänglichen Krise; und es ist exakt dieser Prozess, den Berger und Kellner näher untersuchen.

Nun könnte man die Vermutung hegen, dass die heutigen Formen der Partnersuche im Internet diese Krise abzumildern oder gar gänzlich zu vermeiden in der Lage wären. Denn Online Dating verspricht, einen Großteil der wechselseitigen Fremdheit zu Beginn einer Paarbeziehung bereits im Vorfeld auszuschalten. In kaum einem anderen sozialen Setting kann man lange vor der ersten Kontaktaufnahme so viele Informationen über ein Gegenüber erhalten wie hier: Die Profile der Nutzerinnen und Nutzer auf Dating-Seiten enthalten in der Regel detaillierte Angaben sowohl über sozioökonomische Statusmerkmale wie Bildung, Einkommen und Beruf als auch über körperliche Merkmale wie Größe, Statur und Gewicht sowie über milieutypische Lebensstilvarianten in den Essgewohnheiten, im Kleidungsstil oder im Freizeitverhalten (vgl. ausführlicher dazu Dröge 2012). Zusätzlich sollen die bereits erwähnten Filter- und Matchingalgorithmen in Kombination mit der im Netz praktisch unerschöpflichen Auswahl dabei helfen, eine optimale »Passung« dieser verschiedenen Variablen zwischen den prospektiven Partner\_innen sicherzustellen.

Nach allem, was wir aus unseren Gesprächen mit Nutzerinnen und Nutzern wissen, erfüllt sich dieses Versprechen auf optimierte Passung jedoch nur sehr begrenzt. Trotz der umfangreichen Möglichkeiten zur Abgleichung von Interessen und Lebenslagen ist auch im Netz das Kennenlernen eines neuen Gegenübers nicht weniger als anderswo mit Fremdheitserfahrungen, Neugier und nicht selten auch Enttäuschungen verbunden. Folgt man Berger und Kellner, so hat dies nicht zuletzt mit dem besonderen Status zu

tun, den die Sphäre des Privaten in der modernen Gesellschaft erhalten hat: Waren Ehen und Familien in vormodernen Zeiten noch über vielfältige soziale Bezüge mit übergreifenden Gemeinschaften verknüpft (etwa der Großfamilie, der Dorf- oder Religionsgemeinschaft), so konstituiert nun »jede Familie ihre eigene segregierte Teilwelt« (Berger und Kellner 1965 [1964]: 225). In der modernen Massengesellschaft ist das Private zum bevorzugten Ort der Selbstverwirklichung geworden. Diesen Ort in seiner Eigenart und Besonderheit auszugestalten wird immer wichtiger, je mehr die Individuen ansonsten in komplexe und unüberschaubare Sozialbeziehungen eingebunden sind, in denen sie kaum Gestaltungsspielräume haben. Für die Paarbildung hat dies zur Konsequenz, dass hier ungeachtet aller Gemeinsamkeiten der Partner\_innen in äußeren soziodemografischen Merkmalen wie Schichtzugehörigkeit, Bildungsmilieu, Alter etc. dennoch zwei grundsätzlich fremde Sphären aufeinanderprallen: zwei private Welten, die (nicht zuletzt dank des weiter fortbestehenden Inzesttabus) zuvor in der Regel nur wenige Berührungspunkte miteinander hatten. In dieser Situation stehen die Partner\_innen dann »vor der oftmals schwierigen Aufgabe, sich ihre eigene private Welt, in der sie leben werden, selbst zu schaffen« (ebd.). Hinzu kommt, dass sich in der modernen Gesellschaft ein hoch individualisiertes Liebesideal etabliert hat, das die »Höchstpersönlichkeit« (Luhmann 1982), also die Bindung an ein Gegenüber in dessen einzigartiger Besonderheit und Eigenheit, zum zentralen Maßstab für Liebe macht. Dies führt dazu, dass dem wechselseitigen Kennenlernen dieser individuellen Besonderheit gerade zu Beginn einer Partnerschaft eine zentrale Bedeutung zukommt.

Berger und Kellner zufolge ist der entscheidende Modus dieses Kennenlernens und des Abbaus von Fremdheitsgefühlen das intensive »Gespräch« zwischen den prospektiven Partner\_innen (Berger und Kellner 1965 [1964]: 228 ff.). Wir alle kennen diesen umfangreichen Kommunikationsbedarf aus eigenen Erfahrungen am Beginn von Liebesbeziehungen. Es wird ausführlich über die eigene Biografie und das tägliche Leben erzählt, über persönliche Hoffnungen, Wünsche und Einstellungen, individuelle Vorlieben und Eigenheiten. Das Internet bietet – so viel sei hier bereits vorweggenommen – in verschiedenen Hinsichten sehr günstige Rahmenbedingungen für solche Gespräche, und dies ist ein wichtiger Schlüssel für das Verständnis der Intimitätsentwicklung in diesem Medium. Ich werde später noch ausführlicher auf diesen Aspekt eingehen.

Zunächst gilt es aber festzuhalten, dass diese Gespräche nicht einfach nur der wechselseitigen Information darüber dienen, mit wem man es hier zu tun hat. Der tiefere Sinn liegt vielmehr darin, dass die durch den »nomischen Bruch« (ebd.: 226) der Paarbildung in Frage gestellte Alltagswelt eine neue Objektivierung, Bestätigung und Stabilisierung erfährt. Durch das wechselseitige Sich-selbst-Erzählen werden die *mitgeteilten* Erfahrungen zu geteilten Erfahrungen. Eine gemeinsame Sicht auf die Welt, eine geteilte Wirklichkeitskonstruktion bildet sich heraus. Gelingt dieser Prozess, so trägt er entscheidend mit dazu bei, dass sich das Paar als solches konstituiert und seine Beziehung stabilisiert. Die Welt ordnet sich neu: Zwei Einzelindividuen mit je eigener Biografie und Geschichte lernen sich als Teil einer neuen sozialen Einheit zu begreifen, die in der Exklusivität und »Höchstpersönlichkeit« der wechselseitigen Bezugnahme

aufeinander von allen anderen sozialen Beziehungen unterschieden ist, in die sie sonst involviert sind. Eine gemeinsame Identität als Paar bildet sich heraus. Dies ist gemeint, wenn Berger und Kellner die Paarbildung als einen »nomischen«, ordnungsbildenden Prozess beschreiben. Dieser Prozess führt die Konstruktion der Wirklichkeit zunächst in eine Krise, ordnet sie dann aber auf spezifische Weise neu und macht sie damit tendenziell stabiler und verlässlicher als zuvor.

#### **4 Krisenvermeidung – Beziehungsvermeidung**

Wie wichtig es ist, sich über die reine Information oder Selbstmitteilung hinaus auf diese Krise und den daraus resultierenden Prozess einer gemeinsamen Wirklichkeitskonstruktion einzulassen, wird an empirischen Beobachtungen aus unserer Forschung sichtbar. Das Internet erlaubt es, in sehr kurzer Zeit sehr viele neue Menschen kennenzulernen. Immer wieder berichten uns Nutzerinnen und Nutzer, dass diese Quantität an Emailkontakten, Telefonaten und daraus folgenden Face-to-Face-Begegnungen dazu führt, dass sich mit der Zeit gewisse Lernprozesse einstellen: Man weiß jetzt, welche Art der Kontaktaufnahme am erfolgversprechendsten ist, welche Geschichten aus dem eigenen Leben gut ankommen und welche nicht, wie man ein stockendes Gespräch wieder beleben kann oder aber auch ein Treffen beendet, ohne dass eine der beteiligten Personen das Gesicht verliert. Diese erlernten »Kompetenzen« schaffen Selbstsicherheit in emotional schwierigen Situationen, haben aber auch ihre Schattenseiten: Sie führen zu einer Routinisierung und Standardisierung in den Prozessen der wechselseitigen Annäherung, die bald Langeweile hervorrufen und kaum je dazu führen, dass sich tiefere und länger andauernde Beziehungen entwickeln (vgl. dazu auch Illouz 2006; Kaufmann 2011 [2010]). Um diesem Gefühl von Langeweile und Gewohnheit zu entgehen, werden teils in immer schnellerer Folge neue Kontakte geknüpft. Im Ergebnis verfestigt sich die Routinisierung jedoch eher noch weiter. Andere Nutzerinnen und Nutzer versuchen dagegen, durch eine selbstverordnete Pause ihrer Online Dating-Aktivitäten der sich einstellenden Langeweile zu entkommen und die Aufregung des Anfangs zurückzuholen – was aber, wenn überhaupt, immer nur zeitweise gelingt.

Mit Berger und Kellner lassen sich die geschilderten Lernprozesse als die sukzessive Entwicklung von routinisierten Bewältigungsstrategien für den »nomischen Bruch« der Paarbildung verstehen. Die Irritationen unserer Wirklichkeitskonstruktion, die üblicherweise durch das intime Aufeinandertreffen mit einem unbekanntem Alter Ego entstehen, werden durch diese Bewältigungsstrategien handhabbar gemacht – bis zu dem Punkt, an dem überhaupt keine solchen Irritationen mehr entstehen, weil das alltägliche Handlungswissen bereits über hinreichend Strategien verfügt, diese zu vermeiden.

Dadurch entstehen jedoch nicht nur Langeweile und Abstumpfung. Viel fataler ist, dass so auch die grundlegenden Voraussetzungen erodieren, unter denen der Prozess der Paarbildung überhaupt in Gang kommen könnte. Wenn es keine Irritationen, keine Krise unserer Wirklichkeitskonstruktion mehr gibt, ist auch keine gemeinsame Bewältigung dieser Krise mehr nötig. Und ohne diese Bewältigung, ohne den »nomischen« Prozess der Entwicklung einer gemeinsamen Weltansicht entsteht auch nicht jene neue, exklusive soziale Einheit des Paares, auf die das ganze Unterfangen doch eigentlich abzielt. Das Alter Ego, das einen in der eigenen Wirklichkeitskonstruktion nicht in Frage stellt, bleibt letztlich ein austauschbares Gegenüber, dem man einfach nur dieselben Anekdoten erzählt, wie schon so vielen anderen zuvor. Warum aber sollte man dann gerade diese Person wieder treffen wollen? Was unterscheidet sie dann noch von den tausenden anderen Mitgliedern der Datingplattform, die nur wenige Mausklicks entfernt auf eine Kontaktaufnahme warten?

Vor diesem Hintergrund wird auch eine andere empirische Beobachtung verständlich: Anders als es die Akteure zunächst erwarten scheint eine längere und intensivere Suche keineswegs die Chancen zu erhöhen, tatsächlich auch den oder die »einzig Richtige« zu finden; im Gegenteil: In allen uns vorliegenden Fällen hat mit der Länge der Suche die Häufigkeit der ernsthaften Erwägung einer Liebesbeziehung eher abgenommen. Natürlich sind unsere Fallzahlen zu gering, um eine solche Korrelation wirklich statistisch belegen zu können. Aber aus der vorangegangenen Überlegung heraus erscheint die Vermutung eines negativen Zusammenhangs zwischen der Suchdauer und der Erfolgswahrscheinlichkeit doch höchst plausibel. Denn je länger die Suche dauert und je mehr Kontakte geknüpft werden, desto eher sollten sich auch die beschriebenen Routinisierungen einstellen. Dies dürfte wiederum die Chancen, dass sich tatsächlich eine Liebesbeziehung entwickelt, deutlich reduzieren. Hier erweist sich die schier unerschöpfliche Auswahl an potentiellen Partner\_innen im Netz, die zu einer immer weiteren Ausdehnung der Suche verleitet, als in hohem Maße kontraproduktiv, weil sie letztlich die grundlegenden Voraussetzungen dafür untergräbt, überhaupt noch eine Liebesbeziehung eingehen zu können.

## 5 Intimität im Netz

Wie die vorangegangenen Analysen zeigen, kann die Art und Weise des Kennenlernens im Internet mit der Zeit durchaus destruktive Folgen für die Möglichkeiten zur Entstehung von Intimität und Nähe, ja, für die Bindungsfähigkeit der Beteiligten überhaupt haben (vgl. ausführlicher Dröge und Voirol 2011). Allerdings wurde ebenso bereits angedeutet, dass das Netz unter bestimmten Bedingungen auch die Annäherung zwischen den beteiligten Personen in besonderer Weise fördern kann. Diese Bedingungen gilt es jetzt näher zu untersuchen.

*Ich war dann auch fasziniert, diese Attraktion, die man da entwickeln kann von etwas, das einfach nur so steht, ja? Ohne je die Stimme gehört zu haben, zu wissen, wie der Mensch aussieht. (Carol)*

Vor allem zu Beginn, in der Zeit des ersten Eintretens in die Welt der Online-Dating-Plattformen, berichten uns Nutzer immer wieder von einer besonderen Faszination, die dieses Medium auf sie ausübt beziehungsweise ausgeübt hat. Ganz ähnlich wie bei Carol speist sich diese Faszination vor allem aus der Anziehungskraft und Intensität, die die Kontakte im Netz entwickeln können. In der Anfangszeit, wenn sich die beschriebenen Routinisierungen noch nicht verfestigt haben, bedeutet jeder neue Kontakt noch einen kleinen Bruch des Alltags. Und in der Bewältigung dieses Bruchs – und damit auch in dem damit verknüpften Konstitutionsprozess des Paares – kann das Netz seine besondere Stärke ausspielen. Denn tatsächlich bietet dieses Medium geradezu ideale Voraussetzungen für jene Form des intensiven »Gesprächs«, die Berger und Kellner (1965 [1964]: 222) als konstitutiv im Aufbau einer Paarbeziehung sehen. Warum aber ist das so?

Ein ganz entscheidendes Moment dieser Gespräche ist ja eine tiefgreifende wechselseitige Selbstoffenbarung. Folgt man der sozialpsychologischen Forschung, dann lassen sich zwei diametral entgegengesetzte Beziehungskonstellationen unterscheiden, die eine solche Selbstoffenbarung in besonderem Maße begünstigen: Entweder sehr flüchtige Bekanntschaften, bei denen man schnell wieder auseinandergeht – das sogenannte *stranger in the train phenomenon* –, oder Situationen, die von besonderer Intimität und gegenseitiger Nähe gekennzeichnet sind (Cozby 1973). Das Besondere am Internet ist nun, dass es Elemente aus beiden Konstellationen in sich vereint: Aufgrund der Anonymität der Kommunikation sowie der vergleichsweise einfachen Kündbarkeit von Internet-Beziehungen wird das Netz als ein geschützter Raum wahrgenommen, der enthemmt und Selbstoffenbarung begünstigt – ähnlich wie bei einem Fremden im Zug, dem man intime Einblicke in das eigene Selbst gerade deshalb gewährt, weil man die Person vermutlich niemals wieder treffen wird. Gleichzeitig lässt die Online-Kommunikation aber auch rasch Gefühle von Nähe und Vertrautheit entstehen. Das hat damit zu tun, dass die reizarme, meist rein textbasierte Kommunikation gerade dazu herausfordert, das nur sehr unvollständige Bild des Alter Ego durch eigene Imaginationen innerlich zu vervollständigen (Walther 1996). In der Forschung zur computervermittelten Kommunikation wird dieses Phänomen als »Hyperpersonalization« beschrieben (ebd.), also als eine Steigerung der »Persönlichkeit« der Kommunikation, die sich paradoxerweise gerade aus der Distanz und der dadurch besonders angeregten eigenen Phantasie ergibt. Im Fall von Online Dating wird das Gegenüber dabei offenbar vor allem zu einer Projektionsfläche eigener Wünsche an eine ideale Partnerin beziehungsweise einen idealen Partner. Es liegt nahe, dass man zu einem derart mit eigenen Projektionen besetzten Alter Ego sehr viel schneller ein Gefühl von Nähe entwickeln wird als in einer Konstellation, die dafür weniger Raum bietet.

Diese eigentümliche Mischung aus Flüchtigkeit und Kündbarkeit von Online-Beziehungen einerseits und Empfindungen von Nähe und Vertrautheit andererseits ist es, die den Prozessen des wechselseitigen Sich-selbst-Erzählens einen idealen Boden

bereitet. Wenn diese Gespräche über einen gewissen Zeitraum andauern, kann man durchaus davon sprechen, dass der Prozess der Paarbildung schon in Gang kommt, bevor sich die Personen auch nur einmal außerhalb des Internet begegnet sind. In diesem Sinne berichtete beispielsweise die Interviewpartnerin Jenny, wie sie sich in einen Mann aus Dubai verliebte, mit dem sie über viele Monate nur per Email in Kontakt war:

*Es war schon sehr intensiv, was jetzt über's Internet ging. Also wir haben uns jeden Tag unheimlich viele E-Mails geschrieben und dann auch jeden Tag telefoniert, und im Endeffekt kannte ich ihn ja dann schon relativ gut. (Jenny)*

Am Ende tauschten die beiden täglich bis zu zwanzig Nachrichten aus. Obwohl sie sich noch nie außerhalb des Netzes gesehen hatten, waren ihre Alltagswelten dennoch eng miteinander verbunden und der/die andere war ein integraler Teil davon geworden. In gewisser Hinsicht sind die Beiden ein Paar geworden noch bevor sie sich zum ersten Mal außerhalb des Internets gegenüber gestanden haben.

Was hier und in vielen anderen Fällen passiert, ist, dass das virtuelle Alter Ego tatsächlich zu einem »signifikanten Anderen« (Mead) wird, der die eigene Wirklichkeitskonstruktion erweitern, in Frage stellen und sogar transformieren kann. Im Fall von Jenny ging dies so weit, dass sie sich schließlich entschloss, für drei Monate nach Dubai zu gehen und dort mit ihrer Internetbekanntschaft zusammen zu leben. Die beiden wurden auch außerhalb des Netzes ein Paar, allerdings nur für eine relativ kurze Zeit. Aus heutiger Sicht beschreibt Jenny ihre anfängliche Verliebtheit als eine »große Blase«:

*Ich war fasziniert von dem Mann ... Es ist dann trotzdem immer anders in der Realität. Wahnsinn, wie man sich in so ein Bild verrennen kann. (Jenny)*

## 6 Konsensfiktionen – Beziehungsfiktionen?

Die Geschichte von Jenny ist ein extremes Beispiel, entspricht in ihren Grundzügen aber einer verbreiteten Erfahrung im Bereich von Online Dating. Nur äußerst selten gelingt es, die im Netz entstandene Beziehung bruchlos in die Sphäre außerhalb des Mediums zu verlängern. Oft werden schon beim ersten Treffen von Angesicht zu Angesicht Irritationen sichtbar: Die Stimme klingt ungewohnt, eine seltsame Gestik fällt auf, die Person ist dicker, dünner, größer oder kleiner als erwartet, nicht so eloquent oder kommunikativ wie in der Onlinekonversation, oder ähnliches. Auf den ersten Blick mögen solche Irritationen geringfügig erscheinen. Aber sie können sehr weitreichende Konsequenzen haben. Das Bild der Person, das man sich in der Onlinekommunikation gemacht hat, wird oft sehr grundlegend erschüttert und die Empfindungen von Nähe und Intimität, die sich im Kontakt über das Internet herausgebildet haben, brechen schlagartig zusammen. Es gelingt nur schwer, wieder zu der im Netz erreichten

Vertrautheit zurückzufinden. Nicht selten nimmt die Beziehung, so tief sie auch vorher war, ein abruptes und überraschendes Ende.

Diese empirischen Beobachtungen werfen die Frage auf, was die medial entstandene Nähe eigentlich so fragil macht, so wenig tragfähig in der Sphäre außerhalb des Internets. Jennys Erklärung ist, diesen Empfindungen ihren Wirklichkeitsgehalt abzusprechen: Heute sieht sie das, was im Netz entsteht, nur als ein mehr oder weniger fiktives »Bild« einer Person. Die »Realität« zeige sich erst in der Face-to-Face-Begegnung, wie sie im obigen Zitat erklärt. Noch extremer formuliert Carol ihre Sicht auf das Netz:

*Das ist so 'ne Nebenwelt, weißte, das ist ganz schwierig zu beschreiben. ... Du kannst dir was hineininterpretieren von 'nem Traummann oder deiner Traumfrau, die du gerne hättest, ja, du biegst dir das zurecht. Und du machst den anderen dann dazu. (Carol)*

Robert schließlich, ein anderer Interviewpartner aus unserer Forschung, ist ein Beispiel dafür, dass das Überschießen romantischer Fantasien keineswegs nur ein weibliches Problem darstellt, wie die gängigen Geschlechterklischees in unserer Gesellschaft suggerieren. Aus den immer wiederkehrenden Irritationen beim ersten Treffen außerhalb des Netzes hat er für sich die Konsequenz gezogen:

*Man lernt dann einfach ziemlich schnell, dass man nicht zu viel erwarten sollte. ... Weil man projiziert, und man sieht schon eine Person. (Robert)*

Bei vielen unserer Interviewpartnerinnen und -partner haben die Erfahrungen eines fundamentalen Bruchs beim Wechsel von der Online- und zur Offlinebeziehung dazu geführt, dass sich die Sicht auf das Internet stark verändert. Ihre anfängliche Faszination und Begeisterung weicht einer grundlegenden Skepsis. Sie betrachten das Medium jetzt als einen zutiefst trügerischen und tendenziell gefährlichen Interaktionsraum, der die Beteiligten in eine irrealen Welt voll falscher Gefühle und Illusionen hineinzieht (Dröge und Voirol 2011).

Den häufig fiktiven Charakter der gemeinsamen Wirklichkeitskonstruktionen des Paares hat auch Alois Hahn bereits Anfang der 1980er Jahre zum Ausgangspunkt für eine einflussreiche Kritik am Konzept von Berger und Kellner genommen (Hahn 1983). Den Hintergrund bildete eine breit angelegte Untersuchung junger Paare, bei der sich unter anderem gezeigt hat, dass viele zwar einen Konsens in zentralen Beziehungsfragen für sehr wichtig halten, diese Übereinstimmung aber faktisch – befragt man die einzelnen Personen getrennt – nur selten auch wirklich besteht. Daraus leitet Hahn die These ab, dass Paare nicht im eigentlichen Sinne eine gemeinsame Wirklichkeitskonstruktion entwickeln, sondern diese Gemeinsamkeit wesentlich eine imaginierte, fiktive ist, die er als »Konsensfiktion« bezeichnet (ebd.). Allerdings betont er, dass diese Fiktion gleichwohl eine wichtige Bedeutung für den Zusammenhalt des Paares hat, weil sich die Beteiligten ihrer Dissensen nicht bewusst sind und Situationen vermeiden, in denen diese offen zutage treten könnten.

An Hahns These lässt sich vieles bemängeln – etwa die Tatsache, dass hier eine gemeinsame Wirklichkeitskonstruktion des Paares schlicht damit operationalisiert wird,

dass man die Übereinstimmung von individuellen Meinungen in Fragen der Kindererziehung oder der geschlechtlichen Arbeitsteilung misst. Es wäre ja durchaus denkbar, dass solche Widersprüche zwar bestehen, aber in eine gemeinsame Wirklichkeitskonstruktion integriert sind. Doch ungeachtet dieser Kritik bleibt die empirische Beobachtung bestehen, dass Paare offenbar von einem größeren Konsens untereinander ausgehen, als er tatsächlich besteht.

Überträgt man diese Überlegungen auf das Internet, so könnte man schlussfolgern, dass dieses Medium durch den großen Raum, den es der Phantasie und Imagination in der Onlinekommunikation einräumt, die Entwicklung von Konsensfiktionen in besonderer Weise fördert. Die Begegnung außerhalb des Netzes würde dann als eine Art von Realitätstest wirken, der diese Fiktionen schlagartig zusammenbrechen lässt und damit auch die Beziehung grundlegend in Frage stellt. Diese Deutung ist nicht ganz falsch, aber an einem wichtigen Punkt doch unbefriedigend: Denn die Paare, die Hahn Anfang der 1980er Jahre befragt hat, haben sich sämtlich – so kann man unterstellen – ohne die Hilfe des Internets kennengelernt. Und dennoch spielen Konsensfiktionen in diesen Beziehungen offenbar eine große Rolle. Dies zeigt, wie wichtig Imaginationen, wechselseitige Projektionen und Idealisierungen in Partnerschaften immer schon waren und sind – auch außerhalb des Internets.

Was also macht die Konsensfiktionen des Internets so besonders, dass sie den Realitätstest der Face-to-Face-Begegnung so schwer überstehen? Dieses Medium einfach als eine irrealer Welt zu klassifizieren und von der »wirklichen Wirklichkeit« abzugrenzen, hilft kaum weiter, denn wie gesehen spielen auch in Beziehungen außerhalb des Mediums Fiktionen, Imaginationen und Projektionen eine gewichtige Rolle. Außerdem spricht vieles dafür, dass in der Onlinekommunikation tatsächlich eine gemeinsame Wirklichkeit des Paares entsteht, die man nicht einfach als bloße Einbildung abtun kann. »Irreal« wird diese Wirklichkeit ja erst im Rückblick. In der Situation selbst ist für die von uns befragten Nutzerinnen und Nutzer von Online-Dating-Plattformen kaum etwas so real wie jene Emotionen, die sich in diesem Raum entwickeln und die sie häufig stark in ihren Bann schlagen.

Dennoch – die Prozesse der Wirklichkeitskonstruktion, die im medialen Kontext ablaufen, müssen sich in irgendeiner Weise von jenen unterscheiden, die im Face-to-Face-Kontakt entstehen. Sonst käme es nicht zur Krise, sobald dieser Kontakt hinzutritt. Der wohl augenfälligste Unterschied zwischen beiden Situationen ist die Rolle des Körpers in den jeweiligen Interaktionen. Zwar ist auch die Onlinekommunikation kein körperloses Geschehen. Man sitzt vor dem Computer, die Hände bedienen die Tastatur, die Augen verfolgen den Text und die Bilder auf dem Monitor, und wenn man eine freudige Nachricht oder auch eine verletzende Zurückweisung erhält, unterscheidet sich das körperliche emotionale Empfinden nicht grundlegend von dem in anderen Kontexten. Aber dieses körperliche Tun und Erleben ist wesentlich je individuell und getrennt vom Gegenüber; auf der Ebene der *Interaktion* im Netz spielt der Körper dagegen nur eine marginale Rolle: die nonverbale Kommunikationsebene fehlt fast völlig, Fotos sowie Daten über Größe, Gewicht und Augenfarbe ersetzen nicht die Wirkung einer Person in der direkten Begegnung. Tatsächlich kehrt das Internet den üblichen Modus

des Kennenlernens radikal um: Während sonst die körperlich-sexuelle Anziehung in der Regel am Anfang steht und das Kennenlernen auf einer kognitiven Wissens Ebene erst später erfolgt, ist im Netz die kognitive der körperlichen Ebene vorgängig (Illouz 2006). Es liegt also nahe, in dieser spezifischen »Körperarmut« der Onlineinteraktion den Grund für den Bruch in der Beziehung beim Überschreiten der Grenzen des Mediums zu vermuten. Tatsächlich sind die Irritationen, von denen uns unsere Interviewpartnerinnen und -partner berichten, in aller Regel solche, die mit körperlichen Attributen und Eigenheiten zu tun haben, wie die oben genannten Beispiele zeigen.

Die Begriffe von Berger und Kellner geraten allerdings an ihre Grenzen, wenn man versucht, diese Unterschiede und Brüche genauer zu verstehen. Die gesamte Tradition der Wissenssoziologie hat der Bedeutung des Körpers für die Prozesse der alltäglichen Wirklichkeitskonstruktion bisher nur wenig Beachtung geschenkt (für neuere Versuche, dieses Defizit zu beheben, siehe Keller und Meuser 2011). Wie oben gezeigt, eignet sich ein wissenssoziologischer Zugang zwar sehr gut, um zu verstehen, wie die Beziehungsanbahnung im Internet vonstattengeht, aber die spezifische Krise, die im Face-to-Face-Kontakt eintritt, lässt sich damit nur schwer fassen. Diese Krise weist darauf hin, dass das »Gespräch«, das Berger und Kellner (1965 [1964]: 222) als konstitutiv für den nomischen Prozess der Paarbildung ansehen, offenbar nur einen sehr spezifischen Modus der gemeinsamen Wirklichkeitskonstruktion darstellt, der sich zudem im Face-to-Face-Kontakt als wenig tragfähig erweist. Man könnte sagen, dass dieses »Gespräch« sich in der Onlinekonversation gewissermaßen verselbständigt. Ihm fehlt die Absicherung, Korrektur und Ergänzung durch nonverbale Kommunikationsprozesse, die erst in körperlicher Kopräsenz möglich werden. Deshalb geraten die Ansätze einer gemeinsamen Paarentität, die sich bereits im Netz herausbilden, in eine existenzielle Krise, sobald diese Kopräsenz hinzutritt.

Diese Beobachtungen weisen darauf hin, dass dem Körper offenbar eine weit größere Bedeutung im Prozess der Produktion und Reproduktion unseres Alltagswissens zukommt, als die klassische Wissenssoziologie dies vorsieht. In dieser »Körpervergessenheit« unterscheidet sich die phänomenologische Tradition der Wissenssoziologie von Berger, Kellner und Luckmann nicht signifikant von anderen Varianten wie etwa von Mannheim. Sucht man nach Ansätzen zu einer Erweiterung der wissenssoziologischen Kategorien um diese Dimension, so wird man eher in der Peripherie dieser Denktradition fündig. Ein Beispiel sind die Arbeiten von Jean Claude Kaufmann, insbesondere seine mikrosoziologisch-phänomenologischen Studien zum *Morgen danach* und zur *Schmutzigen Wäsche* (Kaufmann 2004 [2002] und 1995 [1992]). Hier zeigt er sehr überzeugend, wie sich Paare nicht nur im Gespräch, sondern auch in körperbezogenen Alltagspraktiken konstituieren. Die zuerst genannte Studie etwa fokussiert darauf, welche entscheidenden Weichenstellungen für die Zukunft des Paares bereits am Morgen nach der ersten gemeinsamen Liebesnacht geschehen – abhängig beispielsweise von der Art und Weise, wie das Gegenüber mit der eigenen Nacktheit umgeht oder wie die Routinen der Morgentoilette ablaufen. Die Untersuchung zur *Schmutzigen Wäsche* befasst sich in ähnlicher Weise mit einem späteren, aber nicht minder entscheidenden Schritt im Prozess der Paarbildung: der Gründung eines

gemeinsamen Haushalts und den Schwierigkeiten im Abstimmungsprozess der jeweiligen Alltagsroutinen, die daraus folgen. Beide Untersuchungen zeigen, dass gerade das Aufeinandertreffen inkorporierter Verhaltensmuster, die den Beteiligten kaum kognitiv und sprachlich verfügbar sind, wesentlich jene Krise der alltäglichen Wirklichkeitskonstruktion auslösen, aus deren Bewältigung das Paar dann – im Erfolgsfalle – seine Identität und Stabilität gewinnt.

Der Alltag, den die Personen im Onlinekontakt teilen, ist dagegen anderer Natur. Es ist wesentlich der Alltag des bewussten Erlebens, der Erzählungen des »heute habe ich dieses und jenes gemacht«. Zu einem großen Teil ausgespart bleibt darin jene Dimension inkorporierter Alltagsroutinen, die überwiegend unbewusst ablaufen. Allerdings kommt diese Dimension durchaus wieder ins Spiel: Offenbar verfügt der Körper über eine spezifische Form der Fantasie, die solche Erfahrungen mit einem Gegenüber imaginativ ergänzen kann. Es handelt sich hier nicht um bewusste Prozesse. Die Personen merken nicht, wie weit auch die körperliche Konstruktion der Wirklichkeit bereits in der Online-Kommunikation voranschreitet – bis diese Konstruktion in eine Krise gerät, wenn man dem oder der Anderen schließlich direkt gegenübersteht. Ohne diese Fantasie würde in der ersten Face-to-Face-Begegnung einfach nur eine neue Dimension des Gegenübers sichtbar werden, aber es gäbe keine Enttäuschung oder Irritation darüber, dass das körperliche Handeln einer Person nicht mit jenen Erwartungen übereinstimmt, die sich vorab im Onlinekontakt herausgebildet haben. Man kann diese spezifische Fantasie mit psychoanalytischen Begriffen als Projektion bezeichnen, muss dann aber auch dazu sagen, dass diese Projektionen auf einer sehr körperlichen Ebene ablaufen.

Meines Erachtens ist vor allem in dieser Hinsicht davon zu sprechen, dass die im Internet entstehenden Paarbeziehungen ein fiktives Moment haben, sozusagen »Beziehungsfiktionen« ausbilden. Der Grund ist jedoch ein ganz anderer als jener, den Hahn in seiner Kritik an Berger und Kellner zum Ausgangspunkt nimmt. Es geht hier nicht darum, dass die Partnerinnen und Partner sich über das Ausmaß ihrer kognitiven Übereinstimmung in bestimmten Einstellungsfragen täuschen – hier bietet das Internet vielleicht sogar die Möglichkeit, sich intensiver und früher auszutauschen als in anderen Kontexten. Fiktional wird die Beziehung hingegen durch die imaginative Produktivität unserer körperlichen Fantasie, die das kognitive Wissen über das Gegenüber um entsprechende Projektionen auf der Ebene körperlicher Ausdruckformen und Handlungsmuster ergänzt.

## 7 Fazit

Wie gesehen ist das Internet weit mehr als nur ein Medium der rationalen Beziehungsanbahnung. Vielmehr hat sich hier ein soziales Interaktionsfeld herausgebildet, das

Intimität und Emotionalität einen breiten Raum gibt. Dies macht einen großen Teil der Faszination des Online Datings aus und erklärt auch, warum das Internet als neuer Ort der Partner\_innensuche in den letzten Jahren einen so erstaunlichen Bedeutungszuwachs erfahren hat. Dabei ist es die eigentümliche Mischung aus Nähe und Distanz in der Onlineinteraktion, die den Prozess der Beziehungsanbahnung in besonderer Weise fördert.

Von entscheidender Bedeutung für die Entstehung von Intimität im Netz ist jener »nomische« Prozess, den Berger und Kellner schon in den 1960er Jahren beschrieben haben: Durch das intime Aufeinandertreffen wird bei den Beteiligten eine Krise ihrer alltäglichen Wirklichkeitskonstruktion ausgelöst. Kann diese Krise im intensiven Gespräch gemeinsam überwunden werden, so entsteht daraus eine besondere Verbundenheit zwischen den Beteiligten und eine neue, exklusive soziale Einheit: das Paar.

Neben den förderlichen Rahmenbedingungen des Onlinekontaktes für die Paarbildung wurde jedoch auch auf zwei Gefahren hingewiesen: Die eine liegt darin begründet, dass durch die schiere Masse der Kontakte im Netz Abstumpfungs- und Lernprozesse einsetzen, die schließlich dazu führen, dass das intime Aufeinandertreffen gar keine Krisenerfahrung mehr darstellt, sondern routinisiert bewältigt wird. Ohne die Krise und deren gemeinsame Bewältigung kommt jedoch auch der Prozess der Paarbildung nur schwer in Gang. In der Konsequenz kann dies dazu führen, dass die Beteiligten mit zunehmender Suchdauer ihre Bindungsfähigkeit immer stärker einbüßen und sich so von ihrem ursprünglichen Ziel – der Etablierung einer Liebesbeziehung – immer weiter entfernen. Die zweite Gefahr ergibt sich daraus, dass die im Netz entstandene Nähe und Vertrautheit nur schwer in die Sphäre außerhalb dieses Mediums übersetzt werden kann. Das hat damit zu tun, dass das »Gespräch« im Netz primär auf der kognitiven Ebene verbleibt. Dies wird zu einem Problem, wenn die körperliche Interaktion hinzutritt – was darauf verweist, dass dem Körper offenbar eine weit größere Bedeutung im Prozess der Überwindung der nomischen Krise der Paarbildung und der Herausbildung einer gemeinsamen Wirklichkeitskonstruktion zukommt als dies Berger und Kellner und mit ihnen ein großer Teil der Tradition der phänomenologischen Wissenssoziologie wahrhaben wollen. Insofern enthalten die im Netz entstandenen Beziehungen tatsächlich ein gewisses Moment von Fiktionalität – allerdings nicht in dem Sinne, dass die Beteiligten sich unwahr und beschönigend darstellen würden, sondern durch die mangelnde Absicherung des »Gesprächs« in nonverbalen Interaktions- und Kommunikationsprozessen, die eng an körperliche Präsenz gebunden sind.

Aus den hier am Beispiel von Online Dating entwickelten Überlegungen lassen sich Schlussfolgerungen ableiten, die über diesen konkreten Untersuchungsfall hinaus verweisen. Die erste Schlussfolgerung wurde oben bereits ausführlicher diskutiert. Sie betrifft die Notwendigkeit der Erweiterung der klassisch wissenssoziologischen Analyseperspektive im Hinblick auf die bisher tendenziell unterschätzte Bedeutung des Körpers im Prozess der alltäglichen Wirklichkeitskonstruktion. Die zweite Schlussfolgerung dagegen bezieht sich genereller auf die Rolle der Medien und des Internets in der heutigen Gesellschaft insgesamt.

Dazu soll nochmals kurz an die Ausgangsüberlegung von Berger und Kellner erinnert werden. Ihnen ging es, im Anschluss an Durkheim und andere, um die Bedeutung von persönlichen Beziehungen als Gegengewicht zu den anomischen Tendenzen der modernen Gesellschaft. Nun dürfte wenig Zweifel daran bestehen, dass seit der Entstehungszeit des Textes in den frühen 1960er Jahren die anomischen Tendenzen in unserer Gesellschaft eher noch zugenommen haben (Heitmeyer 1997) – etwa durch die Prozesse der ökonomischen Globalisierung und Flexibilisierung sowie durch Individualisierung und soziale Desintegration. Damit wächst aber auch tendenziell die Bedeutung der persönlichen Beziehungen als Ankerpunkte in der »neuen Unübersichtlichkeit« (Habermas) der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit (Beck und Beck-Gernsheim 1990). Gleichzeitig sind diese persönlichen Beziehungen aber auch fragiler geworden – etwa durch eine erhöhte räumliche Mobilität, durch gewandelte Beziehungsformen, die mit höheren Trennungsraten einhergehen. Daher stehen wir heute immer häufiger im Leben vor der Notwendigkeit, die Ordnung unserer Alltagswelt wieder herzustellen, die durch Umbrüche in unserer sozialen Nahwelt in Turbulenzen geraten ist. Der »nomische« Prozess, den Berger und Kellner für die Eheschließung beschreiben, ist zu einer nahezu permanenten Herausforderung geworden.

Das Internet, so habe ich in diesem Paper versucht zu zeigen, kann ein sehr verlockender Ort für solche »nomischen« Prozesse sein. Man kann vermuten, dass dies nicht nur für den Bereich der Partner\_innensuche gilt, sondern ebenso für andere soziale Nahbeziehungen wie beispielsweise Freundschaften. Auch hier hält das Internet besondere Orte bereit, an denen sich diese Beziehungen aufbauen, erweitern und pflegen lassen – Facebook und Twitter sind aktuell besonders populäre Beispiele dafür. Das extreme Wachstum dieser sozialen Netzwerke in den letzten Jahren ist aus meiner Sicht auch ein Hinweis darauf, wie groß das Bedürfnis ist, den desintegrierenden, anomischen Tendenzen der heutigen Gesellschaft neue Erfahrungen von Gemeinschaft entgegenzusetzen, die die Alltagswelt stabilisieren sollen. Das Beispiel Online Dating zeigt, dass dies tatsächlich bis zu einem gewissen Grad gelingen kann und dass das Internet hier förderliche Rahmenbedingungen bereithält. Aber es verweist auch darauf, wie fragil diese medial erzeugte Ordnung der Alltagswelt ist und wie schnell sie in eine grundlegende Krise geraten kann.

## 8 Literatur

- Bauman, Zygmunt 2007: *Consuming Life*. Cambridge: Polity Press.
- Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim 1990: *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Becker, Gary S. 1973: A Theory of Marriage. Part I, in: *Journal of Political Economy* 81. 4, 813–846.
- Becker, Gary S. 1974: A Theory of Marriage. Part II, in: *Journal of Political Economy* 82. 2. 2, S11–S26.
- Berger, Peter L. und Hansfried Kellner 1965 [1964]: Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens, in: *Soziale Welt* 16. 3, 220–235.
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann 1970 [1966]: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Cacioppo, John T., Stephanie Cacioppo, Gian C. Gonzaga, Elizabeth L. Ogburn und Tyler J. VanderWeele 2013: Marital Satisfaction and Break-Ups Differ Across On-Line and Off-Line Meeting Venues, in: *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 110. 25, 10135–10140.
- Cozby, Paul C. 1973: Self-Disclosure: A Literature Review, in: *Psychological Bulletin* 79. 2, 73–91.
- Dröge, Kai 2010: Romantische Unternehmer im Netz. Widersprüchliche Identitätsangebote beim Online Dating, in: *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung* 7. 2, 82–94.
- Dröge, Kai 2012: Transitorische Sozialbeziehungen oder: Wider die Ungleichheitsblindheit der Internetsoziologie, in: Christian Stegbauer (Hg.): *Ungleichheit. Medien- und kommunikationssoziologische Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag, 281–299.
- Dröge, Kai und Olivier Voirol 2011: Online Dating : The Tensions Between Romantic Love and Economic Rationalization, in: *Zeitschrift für Familienforschung* 23. 3, 337–357.
- Durkheim, Émile 1973 [1897]: *Der Selbstmord*. Neuwied und Berlin: Luchterhand.
- Fiore, Andrew Rocco Tresolini 2004: *Romantic Regressions. An Analysis of Behavior in Online Dating Systems*. Boston. <[www.msu.edu/~atf/papers/fiore\\_thesis\\_final.pdf](http://www.msu.edu/~atf/papers/fiore_thesis_final.pdf)> (15.02.2007).
- Geser, Hans 2006: Partnerwahl Online, in: *Sociology in Switzerland*: <[http://socio.ch/intcom/t\\_hgeser15.pdf](http://socio.ch/intcom/t_hgeser15.pdf)> (15.02.2007).
- Hahn, Alois 1983: Konsensfiktionen in Kleingruppen. Dargestellt am Beispiel von jungen Ehen, in: Friedhelm Neidhardt (Hg.): *Gruppensoziologie. Perspektiven und*

- Materialien (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 25). Opladen: Westdeutscher Verlag, 210–232.
- Heitmeyer, Wilhelm 1997: Einleitung: Auf dem Weg in eine desintegrierte Gesellschaft, in: Wilhelm Heitmeyer (Hg.): Was treibt die Gesellschaft auseinander? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft. Band 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 9–26.
- Illouz, Eva 2006: Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Adorno-Vorlesungen 2004. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kaufmann, Jean Claude 2000: Rolle und Identität: Begriffliche Klärungen am Beispiel der Paarbildung, in: Sozialer Sinn 1, 67–91.
- Kaufmann, Jean-Claude 1995 [1992]: Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag. Konstanz: UVK.
- Kaufmann, Jean-Claude 2004 [2002]: Der Morgen danach. Wie eine Liebesgeschichte beginnt. Konstanz: UVK.
- Kaufmann, Jean-Claude 2011 [2010]: Sex@mour. Wie das Internet unser Liebesleben verändert. Konstanz: UVK.
- Keller, Reiner und Michael Meuser (Hg.) 2011: Körperwissen. Wiesbaden: VS Verlag.
- Luhmann, Niklas 1982: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rice, Ronald E. und Gail Love 1987: Electronic Emotion: Socioemotional Content in a Computer-Mediated Communication Network, in: Communication Research 14. 1, 85–108.
- Skopek, Jan, Florian Schulz und Hans-Peter Blossfeld 2009: Partnersuche im Internet. Bildungsspezifische Mechanismen bei der Wahl von Kontaktpartnern, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 61. 2, 183–210.
- Sproull, Lee und Sara Kiesler 1986: Reducing Social Context Cues: Electronic Mail in Organizational Communication, in: Management Science 32. 11, 1492–1512.
- Walther, Joseph B. 1996: Computer-Mediated Communication: Impersonal, Interpersonal, and Hyperpersonal Interaction, in: Communication Research 23. 1, 3–43.